

Reichswort

Wochenschrift für nationale Unabhängigkeit und Deutschen Sozialismus

Mit den Beilagen: Religion und Leben / Geist und Zeit

Der „Reichswort“ erscheint jeden Sonnabend. Zu beziehen durch die „Reichswort“-Verlagsgef. m. b. H., Berlin SW 11, Europaplatz, Postfach 1010. Berlin 887 14, durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung für DM 0,60 monatlich einsch. Postgebühr plus 6 Rpf. Bestellgeb. Ausland: Vierteljährlich RM 2,55.

Graf E. Reventlow

Anzeigendirektion: Für die 12spaltige mm-Zeile (22 mm breit) 10 Rpf. Stellenangebote, Familienanzeigen ufm. ermäßigter Grundpreis. Nachh. 11. Preisliste Nr. 3 vom 1. 9. 1935 — Anzeigenschluß: Montags 10 Uhr — Fernsprecher: A 1 3489 2880

Inhalt: Die harmlose Festung / Die Tschchoslowakei und ihr „guter Verbündeter“ / Man wollte die Türkei teilen! / Zum Handwerkerfest / Persönlichkeit und Sozialismus / Von Friedrichs Erziehung / „So reich' es aus!“ / Ein Vortrag / Friedrich Wilhelm I. an die „Evangelischen Religionen“ / Geist u. Zeit

Mehr Goethe!

Der Präsident der Goethe-Gesellschaft, Prof. Julius Petersen, hat auf deren neulichster Tagung in einer Rede mit Schärfe und Heftigkeit gegen das Schrifttum und die Propaganda Stellung genommen, welche Goethe und Karl August nicht allein der Mitwissenschaft einer angeblichen Ermordung Schillers bezichtigt, sondern der intellektuellen Urheberchaft. Die Heftigkeit der Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft war vielleicht weniger zweckmäßig, die Schärfe aber durchaus angebracht und notwendig.

Der „Reichswort“ hat sich mit jenen Schauergeschichten öffentlich nicht beschäftigt, um womöglich nicht daran teilzuhaben, daß diese beschämenden Vorgänge im Auslande bekannter würden. Wir haben auch heute keine Neigung, darauf einzugehen, um so weniger, als schon Adolf Bartels und die neuerdings von Professor Max Hecker im Auftrag der Goethe-Gesellschaft herausgegebene Veröffentlichung den Fall auf dokumentarischen Grundlagen sachkundig behandelt haben; die Schrift heißt: „Schillers Tod und Bestattung“.

Der Redner der Goethe-Gesellschaft erklärte, daß diese wie während der vergangenen sieben Jahre auch jetzt weiter geschwiegen haben würde, wenn nicht jene Behauptung über Goethe, Karl August ufm. besonders in den Kreisen der Jugend immer mehr Verbreitung und Glauben finde. Der Staatskommissar der Thüringischen Landestheater, Staatsrat Dr. H. S. Ziegler, war als Vertreter des Reichsstatthalters von Thüringen und des Thüringischen Ministerpräsidenten anwesend. Dr. Ziegler nahm in seiner Ansprache u. a. das Wort zur Erklärung: Er werde alles tun, um in Thüringen der Jugend der deutschen Nation den Weg zu Goethe leichter zu machen. Dazu gehöre auch, die durch eine hysterische Veröffentlichung vergiftete Atmosphäre Weimars wieder rein und sauber zu machen. Es werde nichts untersucht bleiben, endgültig reine Luft zu schaffen, und dazu werde sicher ein gesetzlicher Schutz der Großen der Nation beitragen können.

Es ist bedauerlich und traurig genug, daß derartige Überhaupt erwohnen zu werden braucht: gesetzliche Maßnahmen, um Goethe zu schützen und Karl August, einen der besten Fürsten, die Deutschland gehabt hat, das ist tatsächlich unsäglich beschämend. Eine Notwendigkeit muß aber anerkannt werden, schon aus dem Grunde: wenn Deutsche in größerer Zahl, und besonders die deutsche Jugend, an Goethe irremacht werden, ihn nicht mehr unbefangenen Lesen und würdigen, aufhören, ihn zu lesen, so verliert das deutsche Volk damit

die deutsche Kultur und die deutsche Zukunft Unermeßliches.

Es gibt keinen Deutschen und wohl sehr wenige Nichtdeutsche, die, wenn sie Goethe „mit Sinnen“ gelesen haben, ihm nicht Wertvolles und Größtes zu danken hätten. Wird Goethe beschmugt und verkleinert, besonders für die Jugend, so bedeutet das eine Gefahr, und zwar eine große.

Und außerdem: es wäre ein Schauspiel elendester Selbstbeschmugung oder deutscher Duldung der Beschmugung eines deutschen Weltgenies, während alle anderen Kulturvölker Goethe vorurteilslos zu den größten Genies und Geistern der Geschichte rechnen. Ueber Goethes Bedeutung braucht kein Wort verloren zu werden, und es ist schon schmerzhaft genug, daß dieses Thema überhaupt angerührt werden muß, denn das müßte eine dem Deutschen in Fleisch und Blut übergegangene Selbstverständlichkeit überflüssig machen. Ein anderes aber ist hier um so kräftiger hervorzuheben: die rein menschlich betrachtete Persönlichkeit Goethes. Sie verkörperte die in den bekannten Zeilen von Goethe geforderten Eigenschaften: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Ihm war nichts widerwärtiger als die Sucht, andere Menschen zu verkleinern, sie zu beneiden, zu verleumdern, jemanden vorzuziehen, um irgend etwas zu „finden“. Wenn solches gegen ihn versucht wurde, so sah er groß darüber hinweg und erwiderte nicht gleiches mit gleichem, wie ihm auch der Meid eine fremde Eigenschaft war. Sein Eifer und seine Latkraft, anderen zu helfen, war berühmt. Seine eigenen Unvollkommenheiten hat er nie in Abrede gestellt und unter ihnen gelitten. Goethe zuzutrauen, als Werkzeug der Freimaurer an Schillers Tod beteiligt gewesen zu sein, auf den Gedanken kann nur kommen, wer die Persönlichkeit Goethe nicht kennt oder nicht kennen will oder von der Freimaurerriechekrankheit befallen ist.

Den Kampf gegen die Freimaurerei habe ich, soweit es damals möglich war, schon während des Krieges aufgenommen und nachher dauernd geführt. Der „Reichswort“ hat aber immer auch die zur Erklärung von Vorgängen so bequeme Sucht bekämpft, alles nicht ohne weiteres Durchschaubare auf die Freimaurer zurückzuführen. Wir haben das früher schon in Besprechungen der Ludendorffschen Schriften hervorgehoben. Diese Methode führt ins Uferlose und zum Verlust aller Maßstäbe, vollends für diejenigen, welche jene Schriften und die von Frau Ludendorff über die angebliche Ermordung Schillers durch das Freimaurertum lesen. Nicht anders ist es mit den ähnlichen Versuchen über den Tod Luthers und Mozarts, und mit vorliegen-

dem Fall, gegen den sich jetzt die Goethe-Gesellschaft und Thüringen energisch zu mehreren angefangen haben.

Vor vielen Jahren erschien eine kleine Schrift: „Mehr Goethe!“ von Rudolf Huch. Dieser Ruf ist heute am Platze. Die älteren Generationen müssen an die fruchtbare Notwendigkeit, sich in Goethe zu versenken, erinnert werden. Die Jugend muß ihn kennenlernen, als Genies und als den großen und edlen, sittlichen deutschen Menschen, der immer der Lüge ebenso unfähig gewesen ist wie eines Unrechts gegen andere Menschen, den gerade eine vorbildliche Freundschaftstreue nie verlassen hat, der sein ganzes Leben seinen Kaufspruch gelebt hat: „dem höchsten Dasein immer nachzustreben“.

Goethe soll, besonders in seinem jünge-

ren Lebensalter, ein begabter und talentvoller Mensch gewesen sein, er war aber ohne Charakter, ohne deutsches Gefühl, durch formwählende Liebeleien zersplittert, durch die Freimaurerei auch noch im Charakter verdorben. Seine Dichtungen interessieren uns heute nicht mehr, der erste Teil seines berühmten „Faust“ zeigte zwar noch einige geniale Züge, sein Inhalt ist aber hoffnungslos und lächerlich veraltet; der zweite Teil vollends ist ein meist unverständlicher Sokus-Pokus, kurz: heute brauchen wir Goethe nicht mehr, können nicht einmal mehr Achtung vor ihm haben. Wozu uns also mit ihm beschäftigen!

So ist vielfach die Ansicht über einen der größten Menschen und über den größten Dichter, den die Deutschen besessen haben. — Die Worte Dr. Zieglers begrüßen wir freudig.

Die harmlose Festung

Daß der große französische Festungsgürtel, die Betonburg, viel weniger zur Verteidigung als zum Angriff bestimmt sei, ist hier seit zehn Jahren oft genug behauptet worden. In demselben Augenblick, als die französische Kammer den Bau dieses riesigen Werks bewilligte, standen Stresemann und Briand in Genf auf der Rednertribüne des Völkerbundes, und Briand erklärte: Fort jetzt mit den Kanonen und Maschinengewehren, nur internationale Schiedsgerichte werden fortan Differenzen zwischen den Nationen schlichten!

Bis zum vergangenen Frühjahr, bis zur Rede des Führers und dem gleichzeitigen Einmarsch der deutschen Truppen in das entmilitarisierte Rheingebiet, sagte die französische Presse jede leiseste Andeutung, der Festungsgürtel diene dem Angriff, als eine empörende Beleidigung auf. Es handele sich doch lediglich darum, endlich das französische Gebiet gegen Angriffe der deutschen Barbaren ganz sicher zu stellen. Soweit wir uns entsinnen können, ist in diesem Punkte niemals ein französisches Blatt entgegenstimmend oder hätte aus der Schule geredet.

Als dann aber die deutschen Truppen in die Rheinzonen eingerückt waren, war die wütende Enttäuschung in ihrer Blöchllichkeit so groß, daß die Vorsicht vergessen wurde. Und diese Wut wuchs, als in dem dann folgenden englisch-deutschen Notenaustausch die Deutsche Regierung auf englische Fragen und Vorhalte zwar erklärte, sie werde vorläufig nicht mehr Truppen über die, welche jetzt in das Gebiet hineinmarschiert seien, hinaus, dort hinschicken, aber auf die englische Andeutung, dort

auch keine Befestigungen anzulegen, nicht reagierte.

Der englische Außenminister Mr. Eden hatte eine solche deutsche Versicherung, man werde das Rheingebiet nicht befestigen, als ein Mittel bezeichnet, um die Locarno-Verhandlungen in Gang zu bringen, als den „deutschen Beitrag“ hierzu. Die Logik dieser Zumutung ist auch heute noch beachtenswert: Deutschland sollte für französischen Angriff seine Westgrenze, ja das ganze deutsche Land offen und wehrlos lassen, und die dortige Befestigung den französischen Geschützen und Kampfwagen preisgeben.

Heute kann nun keine französische Zeitung noch Persönlichkeit mehr behaupten, daß jener große Festungsgürtel nicht dem Angriff diene. In der mühen den Enttäuschung über den deutschen Einmarsch in die Rheinzonen ließ man die Katze aus dem Sack:

Frankreichs Wert als Bundesgenosse habe durch die deutsche Befestigung schweren Abbruch erlitten. Sollte aber das Deutsche Reich das Gebiet auch noch befestigen, so wäre der Schaden militärisch und politisch nicht auszubedenken: Frankreichs Verbündete und Freunde hätten bisher mit Sicherheit gemußt, daß Frankreich durch Einmarsch in Deutschland oder auch nur Drohung jederzeit dem Verbündeten beistehen und ebenso den mittel- und südeuropäischen Freunden, wenn Deutschland ihnen zu nahe treten wolle. Wäre Deutschland aber nun seinerseits an seiner Westgrenze starke Befestigungen, so

müßten die französischen Streitkräfte zu- nächst diese überwinden. Niemand könne sagen, wie lange das dauern würde.

Kurz, Wert und Stellung Frankreichs als Macht würde durch deutsche Befestigungsanlagen unberechenbar sinken und damit auch sein Wert als Bundesgenosse und Freund, alles in allem: sein Ansehen in Europa und in der ganzen Welt.

Mit anderen Worten: die gesamte französische Europapolitik war auf die Wehrlosigkeit der deutschen Westgrenze aufgebaut. Diese Wehrlosigkeit zu Frankreichs Gunsten auszunutzen war nun keine Sache der Verteidigung, sondern nur des Angriffs. Der Festungsgürtel, die „Magenot-Linie“, ist durch ihre weittragenden Geschütze schon direkt Angriffswaffe, außerdem Träger und Schützer und Ausgangsstelle der beweglichen Streitkräfte, die den Einbruch in das deutsche Gebiet mit unerwarteter Plötzlichkeit zu eröffnen haben.

Man sieht hier die wahren Gedanken und Absichten, die sich hinter dem ständigen tiefbesorgten Ruf nach „Sicherheit“ zehnjährig lang verborgen haben, ebensowohl dem deutschen, wie dem französischen Volk gegenüber. Heute, wie gesagt, gibt es da nichts mehr zu verbergen, zumal nicht nur in Frankreich, sondern auch in Moskau und Prag dieselbe empörte Enttäuschung sich Luft machen mußte darüber, daß es in Zukunft doch wohl nicht mehr so einfach und leicht sein werde, Deutschland seine Westflanke aufzureißen. Was würde Rußland denn nun noch von dem Bündnis mit Frankreich haben, wenn deutsche Befestigungen und Truppen den französischen Einmarsch und die Zerstörung des westlichen Industriegebietes hinderten!

Welch eine niederträchtige deutsche Gemeinheit habe man da nun wieder vor sich. Das Bündnis mit Rußland war so gut eingedelt, die Sache hatte so schön geklappt, und nun stellen die Deutschen fest, daß Frankreich damit seine Locarno-Verpflichtung verletzt hätte. Die deutsche Regierung war auch perfide genug gewesen, schon Jahr und Tag vor dem Bündnisabschluss diese ihre Auffassung offen auszusprechen, und schließlich hatte noch eben vor den Kammerverhandlungen der Führer und Reichskanzler die Warnung ausgesprochen:

treten durch die Zustimmung des Parlements das russisch-französische Bündnis in Kraft, so würde damit eine neue Lage vorhanden sein! Man konnte also auch nicht einmal sagen: Deutschland habe nicht rechtzeitig seinen Standpunkt kundgegeben.

Die Schönheit der französischen Gedankenfolge kann hiernach ganz einwandfrei herausgestellt werden: ist Deutschland nach Westen hin durch entsprechend starke Befestigungen geschützt, so ist die Sicherheit Frankreichs aufs gefährlichste bedroht, die ganze Welt muß gegen die teutonische Drohung aufstehen, denn Frankreich ist dann nicht mehr sicher, mit Erfolg Deutschland anzugreifen zu können. Über nicht nur das, Frankreich ist ohne sofortige Angriffsmöglichkeit gegen Deutschland nicht mehr bündnisfähig, seine Ehre ist aufs schwerste verletzt, sein Ansehen herabgemindert!

Man erklärt sich jetzt die maßlose Aufregung der Wissenden in Frankreich, besonders auch auf der Londoner Konferenz. Hätte man wenigstens für die Außenpolitik einen Mann hingeschickt, der seine Gefühle einigermaßen im Zaum halten konnte, aber nicht den Minister Llanodin, der auf der Konferenz ungefähr einem prustenden Motorrad geglichen haben muß; er kam aus den Wutanärrischen nicht heraus und sprach so schlimme Sachen, daß man ihm vorläufig und wohl endgültig die Möglichkeit genommen hat, sein empörtes volles Herz vor der Öffentlichkeit auszuschütten.

Auch die Mehrheit des deutschen Volks hat sich wohl in der Täuschung befunden, daß Frankreich die Maginot-Linie ausschließlich aus Furcht vor einem deutschen Angriff gebaut habe. Um so dankbarer wird das deutsche Volk heute aufatmen, nachdem der Führer und Reichskanzler sich mit vollem Recht auf den französischen Vertragsbruch stützend, den entscheidenden Schritt für die Schaffung von Schutz und Sicherheit des deutschen Gebiets getan hat. Es handelt sich hier in der Tat um eine Frage deutscher Lebenssicherheit. Daß dies heute allen Deutschen ohne Unterschied klar geworden ist, verdanken wir nur dem interessanten Umstande, daß die Franzosen und ihre östlichen Bundesgenossen in ihrer Wut der Ueberraschung aufrichtig wurden.

möglichst starkes Sinken der Geburtenzahl und der Lebensdauer, daneben Auswanderung der Sudetendeutschen. Hinter solchen Plänen steht aber auch wieder das schlechte Gewissen, denn diese Methoden und ihre Erfolge können sich ja, leider, nicht unsichtbar abspielen. Und so hat es sich denn als ratlos erwiesen, mit dem guten Bundesgenossen im Osten nicht nur Bündnis und Militärkonvention abzuschließen, sondern ihm das eigene Land zur beliebigen militärischen Benützung schlechthin zur Verfügung zu stellen, um ihm seine weit vorgeschobene Offenstellung gegen Deutschland, das nationalsozialistische Deutschland zu geben. So ist der tschechoslowakische Militärvertrag mit Rußland ausgesprochen offensiver Natur; und von beiden aus gesehen gegen Deutschland, weil es nationalsozialistisch ist.

Der Bolschewismus hat seine „Weltmission“, seinen auf Eroberung, weniger der Gebiete als der Bevölkerungen, gerichteten Imperialismus gelegentlich für die ganz Dummen abgeleugnet. Zu verbergen gesucht hat er ihn eigentlich nie, das Vergebliche solcher Bemühung von vornherein einsehend. Der Nationalsozialismus hat solche Bestrebungen nicht, sie würden seinem Wesen vollkommen widersprechen. Auch dies hat der Führer und Reichskanzler oft genug in bestimmtester Form er-

klärt. Das geht auch, wie gesagt, aus dem nationalsozialistischen Grundgedanken zwingend hervor. Man weiß es, und deshalb spricht man vom „deutschen-Faschismus“, ein Wort, unter dem sich die dem Liberalismus und Kommunismus zugänglichen Bevölkerungsteile etwas beliebig Verabscheuungswürdiges vorzustellen pflegen und vorstellen sollen. Das Angriffswesen des Bolschewismus bzw. Kommunismus wird durch diesen Gegensatz besonders deutlich.

An der Haltung der Sudetendeutschen gegenüber dem Staat, welchem sie angehören, hat nie das geringste ausgeübt werden können. Sie haben nur den einen unverzeihlichen Fehler, daß sie sich nicht in Tschechen, noch Slowaken verwandeln können.

Die Führer der Tschechoslowakei scheinen zu meinen, daß sie aus den immanenten politischen Gemütsängsten ihres Staates am wahrscheinlichsten herauskommen könnten, wenn ein europäischer Offensivkrieg gegen den gefährlichen Nationalsozialismus von den großen Mächten Europas geführt würde, oder daß man Deutschland durch unaufhörliche Kriegsbedrohung in Gestalt der Einschüchterung einer auf die Militärverträge gestützten feindseligen Politik sich botmäßig machen könnte.

Man wollte die Türkei teilen!

Hier ist die folgende Erinnerung auch angebracht:

Im November 1914 erschien der russische Botschafter beim König von England und stellte diesem die Frage wegen der türkischen Meerengen vor, die er für Rußland verlangte. Der König antwortete: „Konstantinopel muß euch zufallen.“

Einige Monate später wandte sich der Zar an den französischen Botschafter gelegentlich eines Empfangs und sagte ihm: „Ich kann nicht verantworten, meinem Volk die schrecklichen Opfer des Krieges aufzulegen, ohne ihm als Belohnung die Verwirklichung seines alten Traums zu garantieren. Dazu, Herr Botschafter, bin ich entschlossen. Ich werde eine radikale Lösung des Problems: Konstantinopel und Meerengen erhalten. Die Lösung, die ich Ihnen im November genannt habe, ist die einzige Möglichkeit. Die Stadt Konstantinopel und der Süden Thrakiens müssen in mein Reich eingegliedert werden. Sie wissen, daß England mir seine Zustimmung hat mitteilen lassen.“

Die Forderungen Rußlands bildeten den Auftakt der Teilung des osmanischen Reichs, wie die Verbündeten ihn anstrebten. Frankreich antwortete: die kaiserliche Regierung könne sich vollständig auf die freundschaftliche Haltung Frankreichs verlassen. Im März 1915 jedoch teilte der französische Botschafter dem russischen Außenminister mit, daß Frankreich für seine Liebenswürdigkeit die Annexion von Syrien mit dem Gebiet des Goltes von Alexandrette und Cilicien bis zum Taurus verlange. Nach den Darlegungen des französischen Botschafters war Frankreich auch der Ansicht, daß zu Syrien auch Palästina gehöre. Die Griechen sollten die Stadt Smyrna erhalten.

Es meldete sich nun auch Großbritannien. Auch im Frühjahr 1915 überreichte der britische Botschafter dem russischen Außenminister eine Denkschrift. Dieselbe nahm den russischen Vorschlag wegen Konstantinopel, den Meerengen und der mit diesen verbundenen Landgebiete an. Am selben Tage aber überreichte er eine Denkschrift der britischen Regierung des Inhalts: Die briti-

sche Zustimmung bedeute ein vollkommenes Verlassen der traditionellen britischen Regierungspolitik und befände sich im schroffen Gegensatz zu den Ansichten und Gefühlen, die keineswegs tot seien. Der englische Außenminister Grey erklärte demgemäß: Konstantinopel müsse ein offener Hafen für den Handel sein, und die Meerengen offenbleiben für alle Handelsschiffe. Der englische Minister verlangte außerdem die heiligen Städte des Islam und Arabien als einen „unabhängigen (also von Großbritannien abhängigen) Staat; auch die bisher sogenannte neutrale Zone des persischen Reichs sollte englisches werden.“

Der großbritannische Außenminister begriff aber, daß dieser Länderhandel für die Weltöffentlichkeit nicht eben als ein Beweis dafür angesehen werden würde, daß die Verbündeten gegen den Imperialismus und für die Sicherheit der Demokratie in der Welt kämpften. Sir Edward Grey war demgemäß der Ansicht: es sei wünschenswert, daß das Einverständniß, welches jetzt zwischen den russischen, englischen und französischen Regierungen geschlossen sei, geheim bleibe.

London und Paris verlangten nicht mehr und nicht weniger als die Teilung des türkischen Reichs in Asien. Kurz darauf, im Winter 1916, kamen ein englischer und ein französischer Delegierter nach Petersburg und legten dort der russischen Regierung ihren Plan auseinander für die Teilung der türkischen Gebiete in Arabien. Dieser Plan wurde angenommen.

Die russische Revolution und der mit ihr verbundene militärische Zusammenbruch verbunden den Geheimverträgen ein Ende. Schon Anfang Dezember 1917 erklärte Lenin in einer Proklamation: die Bolschewiken verzichteten nicht allein auf alle Ansprüche auf die türkische Hauptstadt und die Meerengen, sondern verfolgten eine Politik der Freundschaft mit der Türkei, um die beiden Westmächte zu verbünden, ihren Zerstückerungsplan auszuführen.

Seitdem sind neunzehn Jahre verfloßen, und es hat den Anschein, daß Rußland inzwischen nunmehr wieder, wenn ihm irgend möglich, versuchen wird, irgendwie in die alte geschichtliche Linie seiner Meerengenpolitik einzulenken.

Die Tschechoslowakei und ihr „guter Verbündeter“

Wenn Bismarck von Militärabmachungen mehrerer Mächte sprach, oder man Deutschland ein solches anbot, pflegte er die Frage zu stellen: Gegen wen? Militärkonventionen und ähnliche Abmachungen haben notwendigerweise und natürlicherweise einen kriegerischen Zweck, nämlich gegenseitige Waffenhilfe für bestimmte Kriegsfälle, also gegen bestimmte Mächte. Solche Konventionen können dem Angriff dienen oder der Verteidigung. Es gibt Beispiele für das letztere: Der alte Dreibund zwischen dem Deutschen Reich, dem Habsburger Reich Österreich-Ungarn und Italien diente ausschließlich und aufrichtig der Verteidigung, ebenso wie die aus dem Bündnis folgenden Militärkonventionen auf einen Krieg der Verteidigung basierten waren. Die politischen Dreihündoverträge, deren Inhalt und vollständiger Wortlaut nach dem Weltkrieg in Deutschland veröffentlicht worden sind, liefern den dokumentarischen Beweis, ebenso wie die defensive Außenpolitik der Dreihündmitglieder, vor allem des Deutschen Reichs. Der französisch-russische Zweibund, welcher bald nach Bismarcks Rücktritt zustande kam, war dagegen offen s. v. Man mag noch manche andere Merkmale hervorheben und Einwendungen machen, jedoch Tatsache ist, daß Italien 1914 den Bündnisfall als nicht gegeben erklärte, denn Österreichs Vorgehen in der letzten großen Krisis gegen Serbien sei nicht rein defensiv. Wir wollen aber keine geschichtlichen Erinnerungen hier auffrischen, sondern den Blick auf die gegenwärtigen militärischen Abmachungen in Europa lenken.

Ueber die neuen französisch-russischen Abkommen ist wohl genügend gesprochen worden. Sie haben einen Krieg mit Deutschland zum Gegenstand, dienen dem Angriff und einer offensiven politischen Ordnung gegen Deutschland, sollen das andauernd offensiven politischen Krieg gegen Deutschland bedeuten. Das ist im vorigen Aufsatz noch einmal dargelegt worden. Der authentische Inhalt der Verträge ist nicht bekannt, nach Zeitungskombinationen dürfte er einfach bedeuten: Schlägt der eine der beiden Verbündeten gleichviel in welchem Anlaß, gegen Deutschland los, so tut es im gleichen Augenblick auch der andere. Deutschland ist schon durch sein Dasein eine Gefahr für seine fried-

lichen Nachbarn Frankreich und Rußland, also ist jeder Krieg gegen Deutschland ohne weiteres Verteidigungskrieg!

Der Präsident der tschechoslowakischen Republik, Herr Beneß, hat neulich vor seinem „guten Verbündeten“ Sowjetrußland gesprochen. Auch diese beiden Mächte haben eine Militärkonvention des Inhalts, daß die Tschechoslowakei vertraglich zum militäroffenen vorgehobenen Stützpunkt Sowjetrußlands, in erster Linie für dessen Luftwaffe geworden ist. Die Offensivität findet hier auch militärgeographisch einen Ausdruck, wie er drastischer nicht gedacht werden kann.

Herr Beneß ist bekannt in Europa als sehr gewandter Diplomat, als ein Mann, der großen Einfluß auf Menschen auszuüben weiß und den Ehrgeiz des Staatmannes hat. Er muß wissen und weiß ohne Zweifel, daß das Deutsche Reich, weder der Führer noch Volk die Tschechoslowakei anzureißen wollen, noch deren Auflösung im Schilde führen, nicht auf „den Tag“ warten, da sie ihre finsternen Pläne ausführen könnten. Adolf Hitler hat verschiedentlich ausführlich und nachdrücklich erklärt, daß er nie versuchen werde, den bestehenden deutschen Gebietszustand eigenmächtig zu ändern.

Es kann aber kaum fehlen, daß ein Staatschef oder leitender Staatsmann der Tschechoslowakei diesen Staat an sich schon als das verkörperte schlechte politische Gemüß ohne Aufhören empfindet. Unter diesem Druck reicht die staatsmännische Weisheit nicht weiter als bis zum, im vorhergegangenen Aufsatz gekennzeichneten, trügenden Schlagwort von der „Sicherheit“. Frankreich hat sich durch den Entrostungssturm über deutschen Einmarsch in deutsches Gebiet selbst sein eigenes Schlagwort demaskiert. Bei Herrn Beneß ist Demaskierung nicht einmal notwendig.

Es sind nicht die „Berchtalnisse“, welche die furchtbare Not der Sudetendeutschen hervorgebracht haben, sondern sie hervorzuheben ist der ohne Zweifel überlegte Wille des Herrn Beneß und seiner Mitarbeiter, im vollen Einverständnis mit dem auten und armen Bundesgenossen im Osten, sehr möglicherweise auf seinen Rat, in Sowjetrußland versteht man sich ja auf Hervorbringen von Hungernöten in solchen Teilen der Bevölkerung, die einem zu dicht erscheint. Hunger, Schwächung,

Zum Handwerfertag

Marxismus und Liberalismus führten, ebenso wie gegen den Bauern, auch gegen den Handwerker einen grundsätzlichen dauernden und sehr zielbewußten Krieg. Die Generalparole war: Das Handwerk hat sich längst überlebt, ist eine vollkommen veraltete Einrichtung und, vor allem, ein Hindernis und gleichzeitig ein Werkzeug der Reaktion! Der Liberalismus war in seiner Sprache meist vorsichtig und bezugte besonders vor Parlamentswahlen eine leidenschaftliche und selbstlose Liebe für das Handwerk, während die marxistische Presse und marxistische Redner unverhohlen ihren Haß gegen das Handwerk zum Ausdruck brachten. Dem Handwerker selbst brachte man dies nicht unmittelbar entgegen, — denn er konnte und sollte ja wählen! Ihm wurde aber gesagt, er sei

ein unglaublich dummer Kerl, solange er nicht zum Marxismus überginge und nicht begriffe, daß die „neue Zeit“ eigentlich schon längst über ihn hinweggegangen sei. Und der Liberalismus bewies dem Handwerker immer wieder haarklein, daß die Zukunft dem Großbetrieb gehöre, und er, der Handwerker, so schmerzlich der Liberalismus es auch bedauere, seine Existenzberechtigung verloren habe.

Die politische Rechte erteilte dem Handwerker moralische und markige Mahnungen, verlangte Reichstreue und Kaiserstreue von ihm, sagte ihm, er habe einen Damm gegen die rote Flut zu sein. Aber dabei blieb es. Kleine Mittelparteien und vor dem Kriege die antisemitischen Gruppen bemühten sich ehrlich, für das Handwerk einzutreten, aber sie verfügten nicht über

in zu richten, das Mein allergnädigster Bather kein Fleischwerk wirdt gebrauchen von Hamburg kommen zu lassen.

Als meines aller Gnädigsten Königs und Bathers treuehörerlicher Diner und Sohn Friedrich.

Diese Zufwendungen wurden noch reichlicher, als der Kronprinz sein Schloß in Rheinsberg bezog, wo seine Wirtschaft ausgedehnter war und in seiner Küche durch französische Köche noch mehr Delikatessen zubereitet wurden.

Sobald der Kauf dieses Gutes abgeschlossen war, läßt es sich auch der Kronprinz angelegen sein, Haus und Hof, Garten und Geld in besten Stand zu setzen.

Von den Concerten und französischen Opern an den König zu schreiben, unterließ der Kronprinz wohlweislich; kamen aber lustige Auftritte nach dem Geschmacke des Tabaccollegiums vor, so oersäumte es Friedrich nicht, den König damit zu unterhalten.

Der Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, welcher mit seinem kleinen Hofstaate in Nizow residierte, besuchte den Kronprinzen öfter und gab Veranlassung zu komischen Auftritten, von denen Friedrich nicht unterläßt, Bericht zu erstatten.

lehten Schreiben Meinem allergnädigsten Bather gemeldet, wie das der General Pretorius bei uns gekommen wehre, so fundt sich selbiger aber bei mir, wie ich mit dem Prinzen von Mirau in der Camer kam; so fing der General Pretorius an: voila le Prince Cajuca, und das so laut, das es alle Leute höreren, kein mensch Mühe, das ich es so draete, das er nicht böhe wurde.

Auf das Tabaccollegium war der Kronprinz nie gut zu sprechen; dennoch mußte er auch jetzt noch von Zeit zu Zeit darin erscheinen. Als er eines Abends, von dem Könige eingeladen, eintrat, erhoben sich die Anwesenden von ihren Sätzen, ihn ehrfurchtsvoll zu grüßen.

dienste des rothen Zimmers in Potsdam und der Tabakswolken, welche die mittlere Luftregion desselben einnehmen. In dessen hält dort ein Senat seine Sitzungen, welcher zuweilen das Schicksal und die Bestimmung von uns Anderen entscheidet.

Die vornehmste Sorge in Beziehung auf den König blieb jedoch immer das Regiment und namentlich die Leibcompagnie, welche der Kronprinz im Jahre 1737 bereits in so gutem Stande hatte, daß er dem Könige bei der Spezialrevue im ersten Gliede achtundzwanzig Mann vorstellen konnte.

compagnie dienten. Der Ankauf und die Unterhaltung dieser Reiten kosteten ihm aber so große Summen, daß wir es durchaus nicht der Verschwendung im Haushalte und einer ungeordneten Lebensweise zuschreiben dürfen, wenn wir ihn, trotz einer jährlichen Zulage von 12 000 Thälern, welche der König im Jahre 1737 bewilligte, trotz der Unterstützung von 3000 Ducaten, welche er von dem Kaiser erhielt, beständig in der größten Geldverlegenheit finden.

Verantwortlich für den Inhalt: Graf Ernst zu Reventlow, Potsdam; für den Anzeigenteil: Graf Roger zu Reventlow, Berlin. Verlag: „Der Reichswart“ Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW 11, Europahaus, Eingang Anhalter Straße, 3. Etage (Gabelstr.). Fernbr.: 11, Säger 2880. Druck: Wilhelm Meber, Berlin. — Zustellung an den werbenden Beauftragten: Friedrich Weiß & Co., Berlin SW 19, Wallstr. 76-79. — Unberlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Durchschnittpreis: I. Raubdruckjahr 1936: 22 708 Exemplare. Zur Zeit ist die Preisliste Nr. 3 gültig.

TEGA Teppiche Gardinen, BERLIN LEIPZIGER Str. 90, Reise-Divan, Tisch- u. Stoppdecken, Filz- u. Daunendecken

CHEMNITZ i. Sa. A. J. Schönherr Lagerplatz und Kontor Gellertstr. 16-18, Ruf 42966 Dachdeckungs- und Asphaltgeschäft Ernst Geyer Baumeister Chemnitz, Blankenauer Str. 60 / Ruf 45655 Hochbau - Tiefbau - Betonbau

Wir liefern Ihnen die Ausgaben des „Reichswart“ vom Monat Juni 1936 kostenlos, wenn Sie diesen Bestellschein ausgefüllt an uns einsenden. Bestellschein 24

Dr. Sprangers Heilsalbe Warum Weil Original-Fabrikat Marke „Echt Neubrandenburg“

Möbeltransport Expedition, Lagerung Piano-Flügel-Transport, Sammelladung Richard Schulze Spediteur, Berlin-Neukölln, Bergstr. 86-87 Fernsprecher F2Neukölln 9632

Verkaufsgesellschaft Sächsischer und Thüringischer Sand- und Kieswerke m. b. H. Chemnitz, Aue 26 Fernsprecher: 27041 u. 27042

Reise- und Erholungs-Anzeigen des „Reichswart“

Sarzfrennde die eine schöne, ruhige, waldrreiche Gegend bevorzugen, finden bei mäßigen Preisen beste Aufnahme mit u. ohne Verpflegung, auch Diätküche im Hause Geschwister Brämer am Sarz Tiergartenstr. 11

Hoheneiß höchster Luftkurort im Harz Dr. Weiß Asthma-Kurhaus Berlin-Südende

Augenerholung Auch Sie sollten reisen zur gants gleich, ob Sie durch Glar, Kurz-, Schwach-, Ueber-, Weit- oder Zerrlichkeit, Regbaut, Regenbogenhaut, oder Glaskörperbetattung, Schielen oder anders belästigt sind. Viele Möglichkeiten...

Gebirgs-Hochmoore 700m hoch Die haben Wert - und davon fünf Zentner in jedem Bad! BAD ELSTER 500m ü. d. M. RHEUMA-HERZ-NERVEN-FRAULEIDEN

K O M M! URVERWALTUNG STSEEBAD EERESKURORT ISDROY

DAS OSTSEE INSELBAD AUF DARSS Lingsst

PREROW (DARSS) im Naturchutzgebiet

Ostsee-Bad Brunshaupten The Bad für diesen Sommer! In allen Häusern allerbeste mecklenburgische Küche! Auskunft und Prospekte durch die Kurdirektion und in allen Reisebüros

„So reiß' es aus!“

Nachstehend bringe ich zwei Zuschriften, betreffend den neulich hier veröffentlichten Aufsatz: „So reiß' es aus“. Der Aufsatz, ebenso wie sein Vorgänger: „Vom Ungerechten Haushalter“ haben lebhaftes Interesse, bei Christen selbstverständliche Ablehnung hervorgerufen. Vorab sei folgendes bemerkt:

Man scheint noch nicht richtig zu verstehen, weshalb ich solche Untersuchungen veröffentliche. Der Persönlichkeit Jesu ist in meinem Buch „Wo ist Gott?“ ein umfangreiches Kapitel gewidmet, auf das ich hier verweisen muß. Daraus geht hervor, daß mir Verkörperung dieser weltgeschichtlichen religiösen Persönlichkeit ebenso fern liegt, wie tendenziöse Auffassung und Verwertung von Aussprüchen Jesu. Der Zweck ist vielmehr der folgende:

Im November des vorigen Jahres erschien im „Reichswart“ ein Aufsatz, der die These aufstellte, daß Paragraph 24 des Parteiprogramms das germanische Sittlichkeits- und Moralgefühl zum Maßstab der Moral und Sittlichkeit schlechthin erhoben habe. Deshalb und besonders im Hinblick auf das Schulwesen und auf die Erziehung überhaupt sei es also notwendig und selbstverständlich, auch die christliche Moral an dem germanischen Sittlichkeits- und Moralgefühl zu messen, Gegenstände, Unterschiede, Uebereinstimmungen festzustellen, um daraus urteilsmäßige und praktische Schlussfolgerungen abzuleiten.

Ich glaube, daß nachdenkende Christen sich darüber klar sein müssen, daß um vergleichende Untersuchungen solcher Art nicht herumzukommen ist, denn es ist doch schließlich ein offenes Geheimnis, daß vielfach auf christlicher Seite, wie auf nichtchristlicher die Auffassung vorhanden ist, daß zwischen der christlichen Moral und dem deutschen Moralgefühl, welche letzteres der Nationalsozialismus hier vertritt, in wichtigen Punkten unüberbrückbare Gegenstände beständen. Diese Tatsache wird in einigen christlichen Kreisen bestritten, in anderen wird sie öffentlich nicht gern ausgesprochen, wohl aber tritt die eigentliche Meinung in Wendungen wie: „man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen“ geschmeidig, wenn auch im Grunde unzweideutig, hervor.

Um Moral handelt es sich also, nicht um Religion selbst. Diese — das muß scheinbar unaufhörlich wiederholt werden — überläßt der nationalsozialistische Staat frei dem einzelnen und dessen Gewissen. Wenn nun Christen sagen: dieser oder jener Ausdruck Jesu sei weder, noch solle er sein: Moral, sondern er sei Religion oder keins von beiden, sondern eine einfache Erzählung, so ist darauf zu erwidern: die subjektive Auffassung des Christen wird hier nicht angegriffen, aber es handelt sich um die Tatsache, daß die Aussprüche Jesu in der Schule und in sonstigen Unterricht und in der Familie für jeden Christen überhaupt als Richtlinien von unbedingter, nämlich göttlicher Gültigkeit dargelegt werden für die Lebensmoral. Darauf allein kommt es an, und auf dieser Linie anzufragen, wird eben die Hinzuziehung des deutschen Sittlichkeits- und Moralgefühls als Maßstab zu einer Notwendigkeit. Gleichsetzung des deutschen Sittlichkeits- und Moralgefühls mit der christlichen Moral ist tatsächlich unmöglich.

Die Frage steht zur Beantwortung, ob der Deutsche, besonders der jugendliche Deutsche, sich nach dem germanisch-deutschen Moral- und Sittlichkeitsgefühl und zugleich nach der christlichen Moral richten kann, oder ob die beiden unvereinbar miteinander sind, schließlich ob in einigen Punkten Uebereinstimmung herrscht, in anderen unvereinbarer Gegensatz.

Eine öffentliche Beirredung erscheint mithin nötig und nützlich. Um auch den Schein zu vermeiden, als ob es sich um einen mehr oder minder verletzten Angriff auf das Christentum schlechthin handelt und als ob unsere Betonung des volksgenössischen Gesichtspunktes nur leeres Wort sei, bringen wir auch christliche Stellungnahmen, soweit sie sachlich gehalten sind. Daß wir auf Verhüllungen und ähnliches reagieren, kann man freilich nicht von mir verlangen. Ebenso fern liegt mir ein Eingehen auf uferlose theologische Auseinandersetzungen an

und für sich schon, außerdem, weil solche hier in der in Rede stehenden Frage nicht nötig sind, sondern diese höchstens noch mehr verwirren können.

Ein norddeutscher evangelischer Geistlicher schreibt dem „Reichswart“ u. a.:

„Jenes Jesumort (So reiß' es aus) bezeichnen Sie als „Regel“, „weder Richtschnur“, „Vorschrift“. Sie scheinen also die Bergpredigt als eine Sammlung von Verhaltensmaßregeln anzusehen. Nun hat Jesus in dieser Bergpredigt auch das berühmte Wort vom Backenstreich gesagt; als er wirklich einen Backenstreich erhielt, hat er aber die andere Backe nicht hingehalten. Es steht in der Bergpredigt, daß man überhaupt nicht schwören soll; Jesus aber hat beim Verhör die damalige Schwurformel: „Du sagst es“ benutzt. Jesus hat also seine eigenen „Vorschriften“ übertreten oder — sie gar nicht als Vorschriften gemeint! Dann hätte Jesus nicht etwa die Verweigerung des gesetzlichen Zeugeneides gefordert, sondern zum Ausdruck gebracht, daß die durch die Verlogenheit der Menschen nötig gewordene Einrichtung des Eides bei den Christen wegen deren Wahrhaftigkeit sinnlos sein müsse. Aber nicht nur das praktische Verhalten Jesus scheint mir Ihre gefällige Auffassung der Bergpredigt unmöglich zu machen. Sein Hauptkampf galt ja der Frömmigkeit der Pharisäer. Deren Fehler war aber nicht nur Heuchelei, sondern Ueberschätzung von Vorschriften. Sollte Jesus deren Vorschriftenfrömmigkeit wirklich durch neue Vorschriften bekämpfen?

Oder ist es doch nur ein Verlegenheitskniff, wenn ich sage: dem Wortlaut nach ist das Wort vom Augen austreiben zwar eine Vorschrift, aber Jesus hat es nicht, so gemeint? Nun, Sie bleiben auch nicht beim Wortlaut stehen. Der Hauptteil Ihrer Ausführungen redet nicht von einem Austreiben des Auges, sondern von Kastrierung. Wir sind uns also ganz darüber einig, daß hier keine Buchstabenknechtschaft am Platze ist, sondern daß die Meinung Jesu aus seiner Gesamthaltung, auch aus seinen sonstigen Worten zu erheben ist. Es ist aber sehr die Frage, ob unser Wort aus der Bergpredigt so auch von der Äußerung über die Verschnittenen um des Himmelreiches willen her verstanden werden muß, wie Sie es glauben. Jesu Worte sind uns ja oft in einer eigenartigen Verkürzung überliefert, die gern Gleichnisse andeuten, ohne sie auszuführen. Das Auge gilt als das wertvollste Organ des Menschen. Wenn das wertvollste Wort keine Vorschrift ist, dann könnte es in der jener Zeit und jenem Lande bewohnten bilderreichen Sprache einfach besagen: wo es um die Gesundheit der Seele geht, da ist nichts zu schade, und wäre es so wertvoll und lieb, wie das Auge! Vielleicht handelt es sich einfach um eine Umwandlung des bekannten Jesuswortes: was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnen und nehme doch Schaden an seiner Seele? Eine ernsthafte Vorschrift zur Selbstverstümmelung darf man nicht. E. nur dann aus der Stelle herauslesen, wenn andere Stellen diese Auffassung deutlich bestätigen.

Matthäus 19 scheint mir keine solche deutliche Stelle zu sein. Jesus stellt dort die Tatsache fest, daß es solche gibt, die sich kastrieren um des Himmelreiches willen. Wenn Jesus nichts dagegen sagt, so folgern Sie daraus vielleicht eine Zustimmung oder gar eine Forderung. Unterstellen wir das einmal als richtig, dann würde sich diese Forderung sehr deutlich nur auf besonders gelagerte Fälle beziehen. Nun geben Sie selbst zu, daß die Kastrierung des Origenes für sein Leben eine positive Bedeutung gehabt haben kann. Sie wehren sich aber gegen Verallgemeinerung. Jesus hat aber nicht verallgemeinert. Das Keuschkeitsideal der Galtstritter herrschte noch nicht zu seiner Zeit. Ausgerechnet der Jansenapostel Petrus hatte eine Schwiegermutter (Matthäus 8, 14), was also verheiratet; Paulus beruft sich auf ihn und andere Apostel und nimmt grundsätzlich das Recht zum Heiraten auch für sich in Anspruch (1. Korinther 9, 5). Wenn er die Ehelosigkeit für seinen Weg erkennt, so begründet er das nicht damit, daß Jesus Kastrierung oder Ehelosigkeit „vorgeschrieben“ habe, sondern damit, daß Ehelosigkeit freier mache zum Dienst. Jesus hat also höchstens in ganz besonderen Geisteslagen Kastrierung für möglich gehalten. Nun macht unsere heutige — von bewußt evangelischen Sachverständigen wie

Oberarzt Dr. Wichern in Bielefeld sehr positiv gewertete — Gesetzgebung in besonderen Fällen gewisse Operationen zur Pflicht. Warum soll es nun dem Sittlichkeitsgefühl widersprechen, wenn jemand aus Gewissensgründen zu einem solchen doch Willenskraft voraussetzenden Entschluß kommt?“

Eine Entgegnung von Gertrud Voigt:

Jesus sagt Math. 5, 29, 30: Aergert dich aber dein rechtes Auge, so reiß' es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib zur Hölle geworfen werde. Aergert dich die rechte Hand, so hau sie ab und wirf sie von dir! Er sagt diese Worte in seiner Bergpredigt bei seiner Gesetzesauslegung, d. h. er legt das Gesetz nicht aus, er übersteigert es. Befiehlt das Mosaische Gesetz: Du sollst nicht töten, so verlangt er von seinen Anhängern, zu denen er redet, daß sie nicht einmal ihrem Bruder zürnen oder ihn beschimpfen, daß sie nicht zum Altar gehen, bevor sie sich nicht mit ihrem Nächsten versöhnt haben. Befiehlt das Mosaische Gesetz: Du sollst nicht ehebrechen, so verlangt er, daß man nicht eines anderen Weib ansehe, ihrer zu begehren, denn so hat man schon die Ehe in seinem Herzen gebrochen. Dann folgen die oben angeführten Worte von den Gliedern, die Aergernis bereiten. Sie sind nach meiner Auffassung niemals so zu verstehen, daß Jesus in Wirklichkeit verlangt, daß ein Mensch sich verstümmele, sondern diese Worte sind als Gleichnis zu nehmen. In Gleichnissen zu reden ist die ihm gemäße Art. Mit ihnen versucht er seinen Zuhörern immer klar zu machen, wie er dies oder jenes meint, man kann sagen, er redet in Bildern. Wenn er in seiner Gesetzesauslegung, in der er sich tatsächlich vom Mosaischen Gesetz löst, dieses so starke Bild gebraucht, so will er seine Anhänger mit allem Ernst auffordern, gegen ihre Fehler, ihre Triebe anzukämpfen, so sehr sie können, diese Triebe als ihre größten Feinde anzusehen, gegen die sie sich ganz und gar einzusetzen haben. Er fordert viel von ihnen: den Kampf gegen sich selbst und den Sieg über das Böse, das in ihnen liegt. Ein jeder wahrhaftige Mensch weiß, daß das der schwerste, aber auch der größte Sieg ist, heute wie zu allen Zeiten!

Dann verbietet er weiter das Schwören. Warum er das tut, sagt er uns nicht, aber da er die Fehler seines Volkes bekämpft, kann man annehmen, daß bei den Juden das Schwören überhand genommen hat. Er verbietet ihnen das Schwören, aber verlangt von ihnen immer unbedingte Wahrhaftigkeit. Eure Rede sei ja ja, nein nein. Was darüber ist, das ist vom Uebel. Mit den letzten Worten verbietet er ihnen das „Zerreden“ von Dingen und Tatsachen und das „Offenlassen von Hintertüren“. Jesus wird gemutet haben, daß diese Morallehren im Volke Juda angebracht waren.

Matth. 19 sagt Jesus: Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren, und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind und sind etliche, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreiches willen. Wer es fassen mag, der fasse es! Wenn man keine Rede in dieser Hinsicht beurteilen will, darf man diese letzten Worte nicht übersehen. Jesus erklärt seinen Jüngern, daß es drei Kategorien von Verschrittenen gebe, in der letzteren befinden sich die, welche sich um des Himmelreiches willen selbst verschneiden haben. Er erzählt ihnen davon, aber er empfiehlt es ihnen mit keinem Wort zur Nachahmung! Mit den Worten „Wer es fassen mag, der fasse es“ lehrt er meiner Ansicht nach einen prinzipiellen Standpunkt zu dieser Frage ab und überläßt es jedem einzelnen, das so zu begreifen und aufzunehmen, wie er will und kann!

So möchte ich es noch einmal wiederholen, daß Jesus mit diesen besprochenen Worten im ersten Fall nicht eine wörtlich zu nehmende Forderung, sondern ein Gleichnis, das zum Kämpfen gegen Fehler und Triebe auffordert, ausdrückt. Im zweiten Fall beantwortet er den Jüngern eine Frage (Ehe) und gibt in bezug auf die Verschrittenen eine sachliche Erklärung ohne eigene Stellungnahme. Wer es fassen mag, der fasse es!

Nun noch aus meinem deutschen Empfinden eine Stellungnahme zu den Worten „So reiß' es aus!“ Diese Forderung wird im nationalsozialistischen Staat in seiner Gesetzesgebung praktisch besetzt. Und zwar ist die Gesetzesgebung zur Reinhaltung und Regeneration des deut-

schen Volkes voll und ganz berechtigt. Ich meine die Gesetze über Sterilisation, über Sicherheitsverwahrung, über Todesurteile an Lustmördern. Der Staat wird dafür sorgen, daß diese Maßnahmen nur an Menschen vollzogen werden, die im vollsten Sinne Schädlinge an der Volksgemeinschaft sind. Die Sterilisation entspricht auch den Forderungen der Liebe und dem Verantwortungsgefühl gegen die noch Ungeborenen. Niemand, der Gott und die Menschen liebt, kann wünschen, daß Menschen geboren werden, die nicht die Gabe der Vernunft mitbringen, die ihren Erbanlagen nach nicht fähig sind, so zu leben, daß sie keine Volksschädlinge werden. Zu Sicherheitsverwahrung werden gewisse gefährliche Richter nur Menschen verurteilt, von denen erwiesen ist, daß sie nicht anders als verbrecherisch handeln können und darum in der Freiheit immer irgendeine Gefahr für die Volksgemeinschaft herzurufen können. Alle drei Maßnahmen zusammen wirken sich hoffentlich in der Zukunft so aus, daß niemals wieder unserem deutschen Volke Verwölfe ersehen, wie die Bestien in Menschengestalt Hermann, Kärnten usw.

Dieses „So reiß' es aus!“ scheint doch dem nordischen Empfinden nicht ganz fremd gemessen zu sein. Ich möchte da an die Kinder auslegung der blutmäßig nordischen Römer und Spartaner und der Germanen erinnern. Schwächliche Kinder wurden bei diesen ausgefetzt; ein Verfaulter, das aber nur in den frühesten Zeiten der Völkerorkam. Heute wissen wir, daß ein nur schwächliches Kind sich zu einem gesunden entwickeln kann, sofern keine Erbkrankheiten in der Familie sind; wir wissen, daß schwächliche Kinder zu großen wissenschaftlichen und künstlerischen Begabungen heranwachsen können.“

Zu den Deutungen des Geistlichen das Folgende:

Ich denke nicht daran, die Bergpredigt als eine Sammlung von Verhaltensmaßregeln anzusehen, zumal wohl feststeht, daß die Bergpredigt nur eine nachträgliche Zusammenstellung von Aussprüchen Jesu bedeutet, nicht aber eine zusammenhängende Rede bzw. Predigt. Ich habe aber auch nicht behauptet, daß es sich um solches handele. Wohl aber war und bleibe ich der Ansicht, daß für den Christen die Worte, welche Jesus gesprochen hat, ohne weiteres Regel und Richtschnur zu sein haben, soweit nicht die Kirche amtlich in irgendeinem Falle das Gegenteil erklärt, sei es, weil sie gewisse Worte und Wendungen nicht für echt hielt, oder aus irgendwelchen anderen Gründen.

Daß Jesus in dem Verhör nicht die Backe hingehalten hat, ist mir nicht allein bekannt, sondern ich habe in meinem Buch von einem anderen Gesichtspunkt folgendes dazu gesagt:

„Hätten Jesus oder seine Jünger sich mit Waffens- oder Faustschlägen gemeht, so würde es eine Karikatur gemessen sein, nicht das Bild der Würde und einer Gelassenheit, wie sie Jesus auch bei den Verhören ohne Ausnahme betätigt hat, so auch in der Antwort an den, der ihn schlug: „Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei. Habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?“ Die andere Backe hat Jesus nicht angeboten.“

Aber was beweist jene Bemerkung des Herrn Briefschreibers für den hier in Rede stehenden Fall? Der Herr Verfasser sieht anscheinend nicht, welchen gefährlichen Weg er hier betreten hat, denn die weitere Schlussfolgerung könnte hieraus gezogen werden, daß Jesus überhaupt das, was er sagte, „nicht so gemeint“ habe. Was das Schwören anbetrifft, so muß ich sogar Jesus gegen den Herrn Pastor in Schutz nehmen: er hat ganz offenbar gemeint, daß das wortreiche jüdische Schwören „bei“ etwas, besonders bei dem eigenen Körper, verwerflich sei. Die offiziell gebrauchte Formel: „Du sagst es!“ ist auch von diesem Standpunkt aus unanfechtbar. Sie betätigt und betätigt die Vorschrift Jesu: eure Rede sei Ja, Ja, Nein, Nein!

Die Kastrierung habe ich deshalb hervorgehoben, weil mir jedenfalls, kein Fall bekannt ist, daß sich jemand ein Auge ausgegriffen habe oder andere Glieder abgehauen habe. Kastrierung steht dagegen bei Origenes fest und wird kaum ein Einzelnen sein, zumal ja nicht allein Sekten, sondern den Anhängern der marcionitischen Kirche Ehe, Zeugung, aller Geschlechtsverkehr überhaupt verboten war. Sie vertraten die Ueberzeugung, daß die Menschen aussterben sollten, weil die von

Geist und Zeit

Folge 24

Unterhaltender Teil des „Reichswart“

13. Juni 1936

Sohn zweier Rassen

Roman von Edith Gräfin Salzburg

Nach einem Stoff von C. Freiherr von Molke

13. Fortsetzung

„Woran denkst du, Papaloi?“

„Ich denke daran, Mädchen, daß es nur fremde Rassen sind, die unsere Schätze ausschöpfen. Ihr Jungen solltet daran denken!“

„Es nützt uns doch nichts, Papaloi. Wer will denn wieder blutige Unruhen haben, in denen man zwecklos stirbt? Leben wollen wir. Das Leben ist heiß, ist schön.“

„So mögen Weiber reden. Männer müßten anders sein.“

„Ach, weißt du, Reichtum bleibt doch immer die Hauptsache, erfüllte Liebe und Reichtum. Für viele Menschen nur das letztere. Sie sagen, ein Mensch an sich, das ist gar nichts, haben muß er. Selbst aus unseren Revolutionen haben schließlich die Weißen sich immer wieder Geld gemacht. Revolutionen sind teuer. Man kommt dabei in Schulden.“

„Ich hasse es, daß die Unseren ihnen nachkriechen, es als Ehre auffassen, ihre Häuser zu betreten.“

„Schön ist es bei ihnen und ihre Frauen haben es gut.“

„Schön ist nur, daß so viele hier früh sterben müssen, am Klima elend zugrunde gehen oder närrisch werden.“

„Salomo, du hast ihnen doch auch dein ganzes Leben lang gedient?“

„Ich weiß warum. Die Gottheit lebt noch. Sie hat es mir befohlen.“ Der Neger hob die geballte Hand. Sie ritten weiter.

„Hat sich denn der Weg zum großen Heiligtum geändert, Papaloi?“

„Nein. Obgleich das besser wäre, weil der Christenpriester jetzt weiß, wo das Heiligtum liegt. Er hat das ausgeforscht, Anzeigen gemacht. Natürlich hilft es ihm gar nichts. Die schwarze Republik hat ihn bloß ausgelacht: Bodoudienst? Den gibt es gar nicht mehr. Wir reiten aber nicht zum großen Heiligtum, nein, die Gottheit zürnt. Sie hat zu lange kein wirkliches Opferfest gehabt. Es wird von Euch, den Katholischen, zu viel hingetragen. Ihr habt zu dem Opfer, das unerlässlich ist, auch keinen Mut mehr. Ihr zittert nicht mehr vor Geistern, sondern vor Menschen. Man lernt Euch verachten.“

Die Hochfahrende duckte sich bang unter diesem Wort. „Sage das nicht. Es sind doch noch die Bodouzeichen an den Türen der Häuser. Es hängen an bestimmten Tagen noch tote Hühner im Laub der Wegebüsch.“

„Ja. Und auch du trägst ein Amulett der Göttin am Hals, neben dem deiner christlichen Maria. Aber auffassen, um etwas Ganzes zu sein, kannst du dich nicht. Für mich bist du als eine Sklavin gezeichnet. Hier sind wir an meiner Hütte. Da wartet mein Weib.“

Claire Soukuc hatte vor diesem Ritt der Mamaloi Geschenke zukommen lassen. Die lagen schon da, durch geheimen Boten entsendet, ein weißer Sahn, eine weiße Ziege, ein Faß dieses sinnlos berausenden weißen Kums.

Vor der Hütte saß die Priesterin. Sie säuberte Bodoutrommeln, erhob sich nicht, als die beiden herankamen, sie nickte bloß. Hart und gierig gingen ihre Augen in die des Mannes, blieben dann an dem Mädchen haften, das grüßend abstieg. Zahl vor Aufregung sagte es: „Mamaloi, sprich ihm zu. Er will mich nicht in das Heiligtum führen.“

„Was sollst du dort? Du hast erst gestern wieder Kerzen in der Christenkirche angezündet und vor dem Blick des weißen Priesters gezittert. Glaubst du, wir müßten das nicht? Dazu bittelst du um eines Hellen Liebe, entwürdigst dich um diesen jungen Peterfen. Er hält heute in Hamburg Hochzeit. Das ist uns bekannt. Er heiratet die Weißeste der Weißen. Von der Mutter abgewendet, kehrt er zurück zu seines Vaters Blut. Marcelle ist viel zu schwach gemessen.“

„Mamaloi, ich werde stärker sein!“

„Wirfst du das?“

Auch die Priesterin trug ein weißes Gewand. An ihrem Hals gleißte eine Kette von Amuletten. Tief war der Turban in die Stirn gebunden. Tierisch wirkte ihr Gesicht. Salomo war verschwunden, er hatte die Gaben abgehleppt. Die beiden Pferde grasten abseits. Ein Geruch von Rauch, verbrannten Knochen, Moschus, beschwerte die Nachluft. Am klaren Himmel hing der Mond über einer friedvollen Gegend von bacchischer Fruchtbarkeit, in der christliche Kirchen lagen und schöne Ansitze. Da unten blühten Handel und Kultur. Hier oben war Haiti.

„Tritt ein. In das Heiligtum darfst du nicht. Aber ich habe hier für dich den Kreis gezogen und deine Fragen gestellt. Hier hast du das neue Amulett, wie es die echten

Bodoukinder tragen, im Namen der Schlange gesegnet. Ich sage dir wieder und wieder, die Göttin darbt. Ihr mutet ihr zu, mit Ziegen soll sie sich begnügen. Anderes erwartet sie seit Jahren. Erhält sie das endlich, kann sie wieder Großes an Euch tun.“

„Aber wenn es aufkommt, muß man grausam sterben. Denk an die kleine Claireine, die verschwand, deren Blut man trank. Und dann wurden viele hingerichtet.“

„Sie starben wie Helden“, sagte die Frau des Salomo.

„Es lächelte die Gottheit zu ihrem Tode. Am Tage nach ihrer Hinrichtung waren die Gräber trotz Bewachung leer. Diese Toten sind auferstanden. Sie leben auserwählt in einem glücklicheren Lande. Du natürlich, vergiftet durch deine französische Erziehung, glaubst an solche großen Dinge nicht mehr.“

Claire folgte dem Weib in die Hütte, einen leeren Raum, auf dessen Erdboden ein Kreis gezogen war.

„Zieh aus dein törichtes Kleid, das nicht dieses bedeutet, nicht jenes. Leg ab den Tand deiner Schuhe und Strümpfe. Hier sind die Sandalen, die roten Tücher.“

Auch das weiße Gewand der Mamaloi fiel jetzt. Sie stand da, in rote Tücher gehüllt, in einem breiten — wie blutigen — Streifen lag eins davon um ihre Stirne.

„Aber die Schlange ist doch nicht da?“

„Nein. Sie kann dich nicht in ihrer Nähe haben, ehe du ihr Auserlesenes gebracht. Doch habe ich die Geister beschworen, die sind um uns. Schweige und versinke.“

„Ja, Mamaloi.“

Gewürze und Weihrauch dufteten. „Hast du Kerzen mitgebracht, die in der Christenkirche geweiht wurden?“

„Da sind sie.“

„Brenn sie selber an diesem Feuer an. Erneuere den Schwur deiner Treue. Ich sage ihm dir vor. Schließe die Augen.“

Als Claire sie wieder öffnete, umnebelt von dem schweren Würzgeruch, war es dunkel. Nur die Christenkerzen flackerten matt.

„Du hast verlangt, daß diese Ehe in Hamburg nicht vollzogen würde. Das kann dir nicht werden. Du hast zu sehr gehargelt. Wie eine Neuaufzunehmende muß ich dich behandeln.“

Ein Holzstab berührte Claires Stirne, aufsuchte das afrikanische

Leh! eh Bomba, hen, hen!
Canga, bafio te.
Canga moune de le
Canga do ki la
Canga li.

Die Glieder des Mädchens begannen heftig zu zittern. Ohne zu wollen, fing es zu tanzen an.

„Unglückselige, du hast den Kreis übertreten. Schnell zurück.“

Die Mamaloi wandte sich ab von dem schlimmen Zeichen.

„Nun schwöre.“

„Es fehlt doch die Schlange, die es hört.“

„Schwöre. Vernimm: Die Heirat in Hamburg wird zum Unheil sein.“

„Bleibt Fred, wenn er wiederkehrt, bleibt er ganz in Haiti?“

Salomos Weib schwieg einen Augenblick. Plötzlich löschte es die Christenkerzen aus, entzündete eine Kerzsteinfackel, mit der es da stand feindlich, barbarisch. „Ja, Fred Peterfen bleibt auf Haiti“, sprach es laut. „Hast du sein Bild gebracht?“

„Hier ist es.“

Zauberformeln wurden laut, wie aus der Hand der Mamaloi kommend, suchte ein Flämmchen über dieses Bild hin. Die junge Haitianerin schrie auf.

„Tu ihm nichts!“

„Ich gab dem Bild nur eine Sekunde Leben. Er fühlt jetzt jenseits der unendlichen Wasser etwas, das nach ihm greift. Haiti ist es, das er in dir verraten. Wenn er vor dem Altar steht, wird an ihm ein schwarzer Schatten vorbeigleiten. Seine Braut sieht den nicht. Ueber sie habe ich keine Macht, denn sie dient ganz ihrem Gotte. Das lähmt uns. Wenn ihn der Christenpriester segnet, wird Fred den Schatten zittern sehen, dann langsam verschwinden. Beim Hochzeitmahl wird er ihn riesengroß über sich fühlen, wird einen Arm gewahren, der sich zwischen ihn und die Weiße drängt. Dann wird vor dem Ausdruck seines Gesichtes auch die Braut erschauern. Und diese Ehe ist vermünscht. Sind diese beiden erst hier, beginnt deine Arbeit, dein Dienst. Du hast zu säen, damit deine Gottheit würdig ernte. Du hast für das große Opfer zu sorgen. Die Gottheit wird geduldig warten. Mehr

sagen kann ich nicht. Nun geh. Bekleide dich wieder mit deinem Fellefanz aus der Fremde. Kehre schnell heim. Hier ist Salomo.“

Während Claire sich nebenan anklebete, standen sich der Neger und sein Weib stumm gegenüber. Nur ihre Augen redeten: die Liebe und der Haß, das sind die ganz großen Quellen. Schöpfen wir!

Als der Morgen dämmerte, war Claire daheim. Wie tot lag sie auf ihrem Bett, schlief bleiern, träumte fürchtbare Träume.

In Hamburg aber wurde eine weiße Braut geschnitten. Hell und fröhlich umgab alles zwei Menschen, die sich gefunden, nur Fritz war blaß, be fremdend fahrig, es fiel niemandem als der Großmutter auf. Eigenartig anziehend fanden die meisten das junge Paar. Der plötzliche Ernst des Bräutigams erschloß ihm manches, ihm bis jetzt noch abgemamt gebliebenes Herz.

13.

Auf ihrer Reise nach Haiti erfuhr Inge Petersen die erste große Demütigung ihres Lebens. Grell wie ein Blitz aus heiterm Himmel kam sie. Das junge Paar fuhr auf einem englischen Luxusdampfer, der eine teils vornehme, teils prozenhafte Gesellschaft internationaler Menschen vereinigte, eine Gesellschaft, die Inge wenig zusagte, ihren Mann aber mächtig anzog. Er trat ungeheuer sicher auf, überzeugt von seiner eigenen gesellschaftlichen Bedeutung und persönlichen Anziehungskraft. Nun geschah das Ueberraschende, daß der Obersteward ihnen ihre Plätze an einem Seitentisch anwies, an dem nur die vereinzelt farbigen Passagiere saßen. Diese begrüßten Fritz wie ihresgleichen, lärmend und familiär. Inge nahm die Sache zuerst als einen Irrtum hin. Sie blieb höflich zurückhaltend. Fritz aber machte sofort nach Tisch eine böse Szene, geriet mit dem Kapitän in Streit und wurde so heftig, daß sich Zuhörer einfanden, arrogante Engländer, taktlose Amerikanerinnen, die mit durchdringenden Stimmen ihre Meinung abgaben. Schließlich erhielten die Petersens allein ein Tischchen, abseits der Tafel, an der alles zwanglos verkehrte. Die Farbigen schüttelte Fritz grob ab.

Wie die Reise fortschritt, sah sie sachte andere Zonen nach ihm greifen wie nach einem Eigentum. Er veränderte sich. Weniger korrek, bunter wurde die Kleidung, zwangloser die Art. Das im Norden gebleichte Gesicht löste sich gelblich braun, Schlappheit folgte den Stunden der Ekstase. Ein schweres Erleben wurde der Tag, an dem er plötzlich von seiner Abneigung gegen die Großmutter kein Hehl mehr machte. Ein Regentag, windstill und schweigsam, lag gleich einer grauen Glocke, es in Abgeschlossenheit einspinnend, um das große Schiff. Inge schrieb einen Brief, sie saßen beide in ihrer geräumigen Kabine. Plötzlich sprang er auf. „Laß doch diese zärtliche devote Schreiberei an die Alte, du deutsches Gemütsbäb. Ich soll da wohl auch noch innige Töne darunter kriegeln? Fällt mir gar nicht ein. Ich fühle nur Zorn gegen die Großmutter.“

„Zorn?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil sie einen Vertreter für uns nach Jacmel geschickt hat.“

„Fritz! Er soll uns doch nur entlasten.“

„Ja. Und dann bist noch du da, der Partner in Weiberröcken, der auch jederzeit dreinredet. Demütigung und Mißtrauensvotum. Jetzt erst, wo ich darüber nachdenke, sage ich mir, das alles ist unerträglich. Ich bin in Hamburg nicht zur Besinnung gekommen.“ Er sagte es unangenehm, von oben herab, lag träge im Klubsessel zurückgelegt, beobachtete sie aus halb geschlossenen Augen.

„Höre, Inge, wenn meine alte Dame sich geweigert hätte, unseren Bund zu segnen, da würdest du wohl auch, nach Sprüchen und Tränen, verzichtet haben, was?“

„Mache ich jemals Sprüche, Fritz?“

„Nein“, sagte er ehrlich. „Bis jetzt habe ich noch keine von dir gehört, und da bleib dabei. Also, Inge, du hättest verzichtet?“

„Nein“, sagte sie leise. In ihrer Stimme war ein tiefer Ton, in ihren Augen ein Ausdruck, vor dem er langsam die seinen senkte.

„Das ist ja wohl die deutsche Liebe durch dich und dünn?“

„Ja, das ist sie wohl.“

„Meine Valküre. Ich also bin ja kein Siegfried; besser — es gleich offen zu sagen. Hindernisse lähmen mich, verderben mir die Lust an etwas. Ich erzwingen es dann oder lasse es fallen. So bin ich.“

Sie saßen dann noch lange einander gegenüber, aber stumm. Die Feder war Inges Hand entglitten. Sie starrte durch das kleine Kabinensfenster. Die graue dicke Regenglocke stand um das Schiff, und es wurde der jungen Frau zumute, als sei sie mit ihrem Gatten hoffnungslos eingeschlossen. Sie sprang plötzlich auf, tat einen tiefen Atemzug.

